

sprochene Erscheinung“ nennt (212 und andernorts), zu ergründen gesucht. In vier Kapiteln legt er seine gründlichen Forschungen vor. Zunächst analysiert er (13–61) zwei Schriften des Euseb von Cäsarea. Diese verdienen nicht nur deswegen an die Spitze gestellt zu werden, weil in ihnen die meisten von den auf uns gekommenen Informationen über Markells Lehre enthalten sind; als Ergebnis seiner Untersuchung tritt der Verf. auch dafür ein, daß sie bei rechter Lektüre eine zuverlässigere Quelle für Markells Theologie sind, als häufig angenommen wurde. Er stellt im Schlußwort fest: „Die bis in unsere Zeit einflußreich gebliebene Wertung Eusebs und Markells, die letzteren viel positiver beurteilte als ersteren, bedarf also einer gewissen Korrektur. Euseb kann und will Markells Vorstellungen zwar offensichtlich nicht ganz verstehen und karikiert sie darum; seine Kritik erscheint aber durchaus bedenkenswert und in wichtigen Punkten berechtigt: Markells Entwurf hatte wirklich entscheidende Schwächen“ (242). Ein 2. Kapitel, das der Analyse der antimonarchianischen Problematik vor dem 1. Nizänum gewidmet ist, aus welcher Euseb gewisse der Kritik zu unterziehende Topoi für sein Urteil über Markell übernahm (63–134), und ein 3. Kapitel zur weiteren Polemik gegen Markell im 4. Jahrhundert (135–216), das Markell in der Tat als „vielbesprochen“ erweist, weil nahezu alle wichtigen Synoden und bedeutenden Theologen der Zeit erwähnt werden mußten, ermöglicht es dem Verf. im 4. Kapitel, das Berechtigte und das Überzogene von Eusebs Kritik an Markell voneinander abzuheben.

Die Zeitgenossen Markells, die wie dieser darum rangen, die Glaubensbotschaft gültig und der Kultur ihrer Zeit gemäß zum Ausdruck zu bringen, nannten Markell einen Häretiker. Der Verf., der einer anderen Kultur angehört, spricht von Schwäche, weil Markell es nicht verstanden habe, seinen Glauben zureichend auszudrücken (vgl. das Schlußwort, 241f). Man sollte diesen Unterschied sehr ernst nehmen. Denn es ist relativ leicht, durch Anwenden der Methoden des Historikers bei Autoren einer fremden Epoche zwischen Intention und Ausführung zu unterscheiden und eine Aussage, die mangelhaft nicht alles ausspricht, von einer Leugnung des nicht explizit Gesagten zu unterscheiden. Sehr leicht kann dagegen der unmittelbar in eine Auseinandersetzung Involvierte das nicht ausdrückliche Sagen mit einem Nicht-für-wahr-halten-Wollen verwechseln. Jene, die sich um die Inkulturation der Glaubensbotschaft in das heraufkommende 3. Jahrtausend bemühen, und desgleichen die Kirchenführer, die zur Bewertung der (noch mangelhaften) Resultate solchen

Bemühens herausgefordert sind, sollten sich die vorschnellen Verwechslungen von Mangel und Häresie, zu denen es in anderen Epochen der Kirchengeschichte kam, ernsthaft zur Mahnung nehmen.

Wien

Ernst Chr. Suttner

■ DENZINGER HEINRICH, *Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen*. 37. Auflage, hg. v. Peter Hünermann. Herder, Freiburg 1991. (1706). Ln. DM 158,-.

Diese Neuauflage des „Denzinger“ war ein echtes Desiderat. Endlich wird das 1854 erstmals veröffentlichte „Enchiridion“ zweisprachig vorgelegt. Die meist lateinischen, teils griechischen, teils in einer modernen Fremdsprache gebotenen Dokumente werden in einer danebenstehenden Spalte auch in deutscher Übersetzung geboten und überdies mit Überschriften, knappen Einführungen und Anmerkungen erschlossen. Der Herausgeber weist in seinem Vorwort mit Recht darauf hin, daß die Kenntnisse von Latein und Griechisch stetig zurückgehen, auch bei Wissenschaftlern! Das vorliegende Werk trägt diesem Umstand Rechnung und leistet damit einen wesentlichen Beitrag zu einer neuen Beschäftigung mit Quellentexten. Diese dürfen allerdings insgesamt nicht als gleichwertige Dokumente verstanden werden, auch ist der jeweilige historische Kontext zu beachten, der auch eine unterschiedliche Verwendung – und damit Bedeutung – theologischer Fachausdrücke bedingt, welche also nicht zu jeder Zeit dasselbe meinen.

Der Klappentext des Werkes verweist auf die Wichtigkeit der aufgenommenen Texte für Dogmatik und Moraltheologie. Ich möchte hier nachdrücklich die Einschlägigkeit des „Denzinger“ auch für die Kirchengeschichte betonen, handle es sich nun um gebotene Konzilsaussagen, um die Sicht des päpstlichen Primates oder Fragen von Häresie und Schisma, um nur einige Beispiele zu nennen.

Gegenüber der letzten Ausgabe des „Denzinger“ wurde eine Erweiterung „um die wesentlichen Teile aller Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils ... und alle wichtigen kirchenamtlichen Verlautbarungen der Nachkonzilszeit bis zum Jahre 1988 in substantiellen Auszügen“ hinzugefügt. Der „neue Denzinger“ reicht also fast bis in die unmittelbare Gegenwart.

Eine Meisterleistung stellen die beigegebenen Indices dar. Sie ermöglichen eigentlich erst das „Arbeiten“ mit dem „Denzinger“. Unter dem Stichwort „Die Laien in der Kirche“ (S. 1578–1581) findet man etwa – sauber aufgeschlüsselt – alle Quellenverweise auf „Grundsätzliches“, die



„Teilnahme der Laien an den Ämtern Christi“ und ihre „Sendung und Aufgaben“. Dem „systematischen Index“ folgen ein „Verzeichnis der Bibelstellen“, ein „Verzeichnis der Dokumente“, soweit sie nach ihren Initien zitiert werden, ein „Personen- und Sachverzeichnis“ und schließlich eine „Konkordanz der Marginalien“, wodurch es möglich wird, auch Zitate aus älteren Auflagen des „Denzinger“ zu verifizieren.

In rechter Weise benützt, kann der „neue Denzinger“ die Theologie beleben. Das führt dann gerade nicht, wie P. Hünermann feststellt (13), „zu einer sterilen Denzinger-Theologie“. Diese würde sogar „einen Mißbrauch (der) Textsammlung“ darstellen. „Der reiche Nutzen des Denzinger ... beginnt dem zu sprudeln, der mit dieser Sammlung wahrhaft theologisch umgeht“.

Linz

Rudolf Zimhobler

■ ACHLEITNER WILHELM/WINKLER ULRICH (Hg.), *Gottesgeschichten*. Beiträge zu einer systematischen Theologie. FS Gottfried Bachl. Herder, Freiburg 1992. (463). Ln, DM 29,80.

„Die Sprache ist das Haus der Theologie. In ihr erignet sich Wirklichkeit, mit ihr sagen wir Gott.“ (5) Was grundsätzlich gilt, ist zugleich angemessener Beginn des Vorwortes für eine Festschrift, die Gottfried Bachl, Professor für Dogmatik an der Universität Salzburg gewidmet ist. Er wird würdigend angesprochen als einer, „der in unvergleichlicher Kreativität und Originalität dieses Haus durchschreitet“, der aufzeigt, daß „Sprache selber denkt, Inhalte neu durchdringt und im gelungenen Wort darstellt“ (5). Entsprechend sind die Beiträge für diesen Band in fünf Themenkreisen geordnet, die jeweils durch ein Zitat aus den Schriften Bachls gewissermaßen ein Vorzeichen erhalten und durch Radierungen von Herbert Friedl, einem Cousin Bachls, illustriert werden: „Gott“, „Das Kreuz“, „Der Tod und das Leben danach“, „Der Mensch“ und „Die Religion“. Den Abschluß bildet eine Übersicht über Person und Wirken des Geehrten.

Das Werk gehört als Festschrift zu einer Gattung Bücher, denen man rezensierend nur schwer gerecht werden kann. Das nicht nur, weil die Beiträge zu einem hohen Anteil Ausdruck persönlicher Verbundenheit, Wertschätzung und Würdigung sind, sondern auch auf Grund der Vielzahl der vertretenen theologischen Disziplinen, Intentionen, Denkansätze und des unterschiedlichen Grades der Ausarbeitung. Auf jeden Fall kann das vorliegende Werk heute und zukünftig als Dokumentation gelesen werden, die Einblick gewährt in das, was 1992 aktuell,

der theologischen Mühe und eines Aufsatzes wert erschienen ist.

Auf Grund eigenen (und das heißt subjektiven) Lesegewinns sei auf die erfreuliche Tatsache hingewiesen, daß das Kreuz und die Eschatologie besondere Beachtung finden: so in J.W. Mödlhammers Beitrag über K. Kitamoris „Theologie des Schmerzes Gottes“, W. Rabergers „Anmerkungen zu einigen Versuchen in der Eschatologie“ und J.B. Brantschens über Gott als „Macht der freien Gewinnung“, eine „Fußnote zur Hölle“, schließlich geht U. Winkler noch der Frage nach, ob K. Barth in seiner Erwählungslehre die Apokatastasis lehre. Bewegend K. Schuberts Bericht über „Christlich-jüdische Zusammenarbeit im Schatten des Holocaust“, reich an Nachdenklichkeiten für die Weitergabe des Glaubens H. Renöckls „Reflexionssplitter aus der Erwachsenenbildung“: „Die schwierige Lebenswirklichkeit deuten“.

Drei kritische Hinweise: G. Kraus vermisst mit „Gott als Licht und Liebe“ sprachanalytisch das Feld der Rede von Gott zwar weit genug, aber hinsichtlich ihres Sinnes und ihrer kommunikativen Kompetenz muß wohl mehr gesagt werden, als in diesem Aufsatz angerissen werden kann. – Apropos Sprache: M. Leisch-Kiesel geht den (vernachlässigten) Spuren einer „anderen Eva“ im Zeugnis zweier Christinnen nach und stellt mit Recht heraus, daß dabei das Bild der Tradition modifiziert wird. Angesichts des theologischen Traditionsbegriffes und seiner notorischen Verwechslung mit allen möglichen Traditionalismen erscheint der Untertitel ihres Aufsatzes („Wider die Kontinuität christlicher Tradition“) ebenso griffig wie überzogen: der provozierende Effekt wird dabei erkauf um den Preis, daß ein Extrem gegen das nächste gestellt wird – aber weder Versteinerung in der Tradition noch Absage an ihre Kontinuität ist dem Christlichen angemessen. W. Achleitners Untersuchung von „Hirtenschreiben österreichischer Bischöfe im Ersten Weltkrieg“ nötigt zu (bischöflicher) Nachdenklichkeit und Selbstkritik. M.E. ist aber die Schlußfolgerung überzogen, die Aufwertung Mariens in diesen Hirtenschreiben könne die „Vermutung hervorrufen, das Trinitätsdogma sei in seiner traditionellen Fassung noch nicht das letzte Ergebnis der christlichen Reflexions- und Praxisgeschichte.“ (95) Und zur Feststellung, die Bischöfe erheben „kraft ihres Amtes einen unbedingten, autoritativen Wahrheitsanspruch, ohne ihm an irgendeiner Stelle zu rechtfertigen“ (ibid.): Welchen Wahrheitsanspruch Bischöfe im Einzelfall in Anspruch nehmen sollen, ist die eine berechtigte Frage, die psychologische Wirkung von Hirtenschreiben eine andere; aber eine Rechtfertigung des Wahrheitsanspruches muß in